1. Juli 1939 Nummer 148

In freier Stunde

Kameradschaft mit Gisela



Roman von Manfred Scholz

(12. Fortsetzung)

Sie nimmt Hut und Mantel und geht. Arme Mutter, denkt Gisela, diesmal wird es wahr sein. Sollen wir denn nie zur Ruhe kommen?

Gisela dreht den Schlüssel im Schloß herum, setzt sich auf das Sofa und starrt auf den Pendelschlag der alten Uhr. Schul=dig, schul=dig, schul=dig, tickt die Uhr, immer eindringlicher, immer schneller. Gisela erträgt das nicht mehr. Sie springt auf und hält die Uhr an. Und während sie sich zum Fenster wendet, kommt ihr zum Bewußtsein, daß sie sich ja selbst schuldig gemacht hat, als sie ihren Bruder als pflichtgetreu und ehrlich empfohlen hat.

Sie blickt in den Wandspiegel, der über der Kommode hängt, sagt, ohne die Lippen zu bewegen: „Walter!" Nur das eine Wort. Sie beobachtet das leise Zucken in ihrem Gesicht. Ihr Kopf fällt jäh nach vorn, die Spiegelscheibe klirrt. — —

Plötzlich fährt sie zurück. Eben hat es draußen geklopft. Gisela hält den Atem an, das Herz pocht ihr bis zum Hals hinauf.

Sollte ich mich geirrt haben? Nein! Es klopft wieder, stärker und eindringlicher als das erstemal. Gisela schließt die Tür auf — — —

„Walter!" sagte sie, „— ja, bitte, komm nur herein."

Ist es ein Traum, der sie narrt? Gisela reißt die Augen weit auf — sagt noch einmal: „Bist du es? Bist du es wirklich, Walter?" Und da er nicht antwortet. „Ich weiß, warum du kommst . . . es tut mir leid, daß ich dir solche Unannehmlichkeiten bereitet habe. Es war unrecht von mir . . ."

„. . . ich habe so großes Vertrauen zu dir gehabt, Gisela, ich habe gedacht, einen guten Kameraden zu haben, auf den ich mich verlassen kann. Du hättest mir das mit deinem Bruder nicht verheimlichen dürfen."

Gisela schweigt schuldbewußt und senkt den Kopf. Dann fühlt sie sich bei den Schultern gepackt. „Gisela!" hört sie Walter sagen, „warum hast du das nicht getan? Es ist ja nicht wegen mir — nein, nein, das brauchst du nicht zu denken — auf mich kommt es nicht an. Aber es schmerzt mich, daß man nun mit Fingern auf dich zeigt. Irene hat endlich einen Trumpf gegen dich in der Hand."

„Was macht das, Walter — es muß so und so zwischen uns zu Ende gehen. Da ist dieses Ende mit Schrecken vielleicht das beste. Es mag hart klingen, aber es ist so. Wir wollen uns doch keinen Täuschungen hingeben und die Wirklichkeit nicht aus dem Auge verlieren . . . Ich habe auf vieles im Leben verzichten müssen . . . ich werde auch das überwinden. Leb wohl, Walter."

Sie reicht ihm die Hand, und ohne ein Wort der Erwiderung geht er, die Tür fällt hinter ihm ins Schloß . . .

Warum hat er nicht ein einziges gutes Wort für mich zum Abschied, denkt Gisela. Habe ich wirklich eine so schwere Schuld auf mich genommen, als ich Walter verschwieg, daß Paul im Gefängnis gesessen hat? Ich wollte doch dem Bruder nur helfen, wieder ein anständiger Kerl zu werden. Es ist fehlgeschlagen, gewiß, aber das ist nicht mein Vergehen. Paul wird das mit sich allein abmachen müssen. Gisela steht am Fenster und schaut hinab in den Hof. Dort geht Walter, der einzige Mensch, den sie liebt und ewig lieben wird. Aber das Schicksal ist stärker. Sie weiß, das letzte Band ist zerrissen . . .

Gisela wendet sich ab und geht zurück ins Zimmer . . .

*

Es ist am anderen Morgen, kurz vor acht Uhr. An der Ecke Friedrichstraße und Behrenstraße trifft Monika Schuhmacher mit einem Herrn zusammen, der sie herzlich begrüßt. Beide gehen eifrig plaudernd weiter . . .

„Ich habe dich schon einmal vor Aufleitner gewarnt", sagt der Herr, „aber du wolltest ja nicht hören — hast du denn noch immer nicht durchschaut, was für ein Spiel er mit dir treibt?"

„Du brauchst mir das nicht erst zu sagen", erwidert Monika mit schmalen Lippen, „ich weiß, daß Aufleitner auf Irene Friebecks Mitgift spekuliert — aber er wird sich verspekuliert haben, verlaß dich darauf."

„Was willst du denn schon gegen Aufleitner unternehmen!" lächelt der Herr, „der ist raffinierter als wir alle zusammen. Wenn du nur auf mich hören wolltest, Monika. Ich könnte dir da Sachen von Aufleitner erzählen — Sachen —"

„Behalte sie lieber für dich. Ich finde es überhaupt nicht nett, daß du so über Aufleitner sprichst. Er hat dir eine anständige Stellung vermittelt . . ."

„— hineingerissen hat er mich! Jawohl!" gibt der Herr hastig zurück. „Und er wird mir noch die Kehle zudrücken, weil ich mich nicht einmal wehren kann. Schön, wenn ich kaputt gehe, dann habe ich das letzten Endes nicht anders verdient — aber dich soll Aufleitner in Ruhe lassen!"

Er faßt nach Monikas Hand und drückt sie: „Du weißt, daß ich dich liebe, Monika . . . wann wirst du endlich einsehen, daß ich es ehrlich mit dir meine?"

„Rede doch nicht solchen gequollenen Kram. Liebe — pah! Das kannst du vielleicht der kleinen Hertwich erzählen — die glaubt noch an Märchen. Ich nicht! Mir macht keiner mehr etwas vor."

„Aus deinen Worten klingt die Schule Aufleitners, Monika. Und ich bin schuld, daß ich dich damals mit diesem Kerl zusammengebracht habe. Aber es hat ja keinen Zweck in Erinnerungen zu graben. Weißt du schon, was draußen in Karow passiert ist? Der Chauffeur Hertwich ist verhaftet, weil er angeblich wertvolle Münzen gestohlen haben soll. Möglich, daß er das getan hat, ich kann es nicht beurteilen. Gestern kommt nun Aufleitner zu mir — —"

Nein, Monika will nichts mehr hören. Ihr tut es ja selbst leid, daß sie sich mit Aufleitner überhaupt eingelassen hat, aber das ist ja nun nicht mehr zu ändern. Sie verabschiedet sich vor dem Friebeckschen Bankhaus von dem Herrn und geht schnell weiter . . .

Geschäftige Menschen hasten an ihr vorüber, Aktentaschen oder Frühstückspakete unter dem Arm. Eisengitter, die nachts die Schaufenster der Geschäfte verbarrikadieren, rollen lautlos in die Tiefe. Der Zeiger einer elektrischen Uhr springt auf acht. Ein Betrieb ist in den Straßen wie am Spätnachmittag, zur Hauptverkehrszeit. Aber bald flutet der Menschenstrom ab. In den Läden, in den Büroräumen, in den Werkstätten — überall beginnt die Arbeit . . .

Alles geht seinen gewohnten Gang. Die vier Verkäuferinnen des Herrenartikelgeschäfts haben viel zu tun. Ein Auto kommt vom Hauptgeschäft, bringt große Pakete mit Oberhemden, Kragen, Krawatten, Schals und Pullover. Die Herbstneuigkeiten. Für die Mädel das erste Anzeichen, daß der Sommer langsam zur Neige geht . . .

Monika sieht an diesem Morgen Gisela öfter schräg von der Seite an, etwas Lauerndes ist in ihrem Blick . . . Weiß sie doch längst von Aufleitner, was es in Karow gegeben hat — der Bekannte vorhin hätte ihr diese Neuigkeit nicht erst aufzutischen brauchen, eine recht dumme Situation für Gisela, denkt sie, na, mir kann das nur recht sein.

„Was hast du, Kleine?" sagt Erika Gansert einmal zu Gisela und kaut an dem Federhalter, „Du bist so merkwürdig still?"

„Bin ich das nicht immer?" antwortet Gisela kurz.

„Na ja, schon. Aber bitte, nicht gleich beleidigt sein!" Erika beugt sich wieder über die Arbeit und malt mit Rundschrift auf die Preistafel. Nach einer Pause sagt sie. „Am Montag, als du nicht im Geschäft warst, hat Gerhard Kühne deine Handtasche zurückgebracht — dort drüben im Regal liegt sie."

„Danke."

„Bitte."

„Du brauchst nicht denken, daß ich mit Gerhard Kühne — nein, ich konnte wirklich nichts dafür —", antwortet Gisela stockend. „Ich traf ihn ganz zufällig . . . Eine Frechheit, die Handtasche hier ins Geschäft zu schicken. Kühne wollte mich vor euch blamieren."

„Wir wissen, was wir von dir zu halten haben, Gisela", sagt Lotte Viehweg, „kein Wort mehr über diesen dummen Jungen, er ist es gar nicht wert." Damit war die Angelegenheit erledigt.

In der Frühstückspause schwärmt Erika von ihrer bevorstehenden Hochzeit. Ihr ‚Soldat' sei in einem kleinen Spreewalddorf zu Hause, und dort würde auch die Hochzeit gefeiert werden, ganz nach alter Sitte. Zur Kirche ginge es mit dem Boot, und die Feier würde in einem Wirtshaus stattfinden, das ganze Dorf sei schon jetzt eingeladen, eine große Feier — — eine richtige Dorfgemeinschaft! — Erika, das Großstadtkind, findet das ungemein interessant und romantisch.

Lotte Viehweg zieht einen Flunsch und widerspricht. Nein, sie würde niemals eine große Hochzeitsfeier veranstalten. Das viele Geld, das unnütz ausgegeben würde. Standesamt, zwei Trauzeugen, Schluß. „Ich bin mehr für eine Hochzeitsreise! Neapel, Venedig, Capri. Habt ihr eine Ahnung, wie schön die Welt ist!"

„Du bist eine richtige Reiseratte!" antwortet Erika, „jeder hat eben seinen Fimmel, nicht wahr? Was dem einen sin Uhl', ist dem anderen sin Nachtigall. — Was würdest du denn vorziehen, Gisela, Hochzeitsfeier oder Hochzeitsreise?"

„Laßt doch Gisela in Ruhe!" legt sich merkwürdigerweise Monika für die ‚Kleine' ins Zeug, „merkt ihr denn gar nicht, wie es um sie bestellt ist?"

„Gib bloß nicht so an, Monika!" ereifert sich Lotte, „seit wann interessierst du dich für unsere Kleine? Ich glaube, da hätten Erika und ich ältere Rechte."

„Das ist ein Wort!" stimmt Erika bei und kaut mit vollen Backen, „was den Punkt anbetrifft, da verstehen wir uns großartig, nicht wahr, Lotte?"

Gisela kann dieses ‚Getratsche' nicht mehr mitanhören, sie springt auf und läuft davon. Sofort ist Monika hinter ihr her, sie scheint auf diesen Augenblick nur gewartet zu haben. „Du", sagt sie, „ich wollte dich gern einmal etwas fragen — es handelt sich um diesen Herrn Grabenhorst, der in dem Friebeckschen Hause Prokurist ist — —"

Gisela stutzt einen Augenblick. Dann sagt sie mit einem bitteren Zug um den Mund. „Du kannst ganz beruhigt sein, Monika. Zwischen mir und Walter ist alles aus!" —

Monika nickt zufrieden . . . mehr wollte sie nicht wissen. Wenn das so ist, dann wird Grabenhorst wieder zu Irene zurückfinden, und Georg Aufleitner hat das Nachsehen . . .

Monika kann ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken.

*

Im Polizeipräsidium am Alexanderplatz treffen Mutter Hertwich und Anna zusammen. Beide haben dieselbe Absicht: sie wollen den Kommissar sprechen und aussagen, daß Paul die Tat unmöglich begangen haben kann. Kein leichtes Unterfangen; denn der zuständige Kommissar, der mit den Inspektoren Goller und Stöhr gerade eine Unterredung hat, wird kaum ein Verständnis für vage Behauptungen aufbringen — für ihn gelten nur Beweise.

Die beiden Frauen müssen im Korridor warten, — lange, lange Zeit. Endlich kommt Inspektor Goller. Er scheint nicht in rosigster Stimmung zu sein. Die Hände in den Taschen vergraben, die Stirn in strenge Falten gezogen, steht er Mutter Hertwich gegenüber, nickt Anna vertrauensvoll zu.

„Es tut mir leid", beginnt er zu sprechen und hält dabei den Kopf gebeugt, „ich kann Sie jetzt unmöglich vorlassen. Wenn Sie nicht etwas Positives auszusagen haben, es steht schlecht um Paul Hertwich. Die Beweise für seine Schuld sind zu erdrückend. Nach menschlichem Ermessen kommt kein anderer Täter in Frage — — wir müssen uns an die gegebenen Tatsachen halten."

„Ja, gibt denn Paul zu, den Diebstahl begangen zu haben?" fragt Mutter Hertwich, „das ist doch unmöglich."

„Natürlich, leugnet er. Aber das ist kein Beweis für seine Unschuld.“

„Mein Junge lügt nicht, Herr Inspektor“, antwortet Mutter Hertwich, „das dürfen Sie mir glauben. Wenn er wirklich etwas begangen hat, dann steht er für seine Tat auch ein.“

„Das sind sehr schöne Worte, Frau Hertwich, aber ich kann im Augenblick nichts damit anfangen — — Sie müssen sich gedulden. Nur soviel kann ich Ihnen verraten, daß ich noch eine andere, ganz bestimmte Spur verfolge —“, er bricht schnell ab, verabschiedet sich höflich von den beiden Frauen, indem er ihnen die Hand zum Gruß bietet, „. . . bleiben Sie tapfer, das ist alles, was ich Ihnen im Augenblick sagen darf.“

Mutter Hertwich und Anna gehen. Beide sind durch die Aussprache mit Goller wenig befriedigt, sagen kaum ein Wort. Leise Zweifel stellen sich ein . . . Wenn nun Paul doch schuldig . . . nein, nein, das ist unmöglich. Anna versucht krampfhaft, ein anderes Gespräch zu beginnen, um Mutter Hertwich auf andere Gedanken zu bringen.

Sie erzählt, daß ihr Vater neulich geschrieben hätte, sie möchte doch ihre Stellung in Berlin aufgeben und bald zurück in die Heimat kommen, Mutter könne nicht mehr so arbeiten wie früher, weil sie in letzter Zeit so sehr an Rheuma leide; überall im Hause fehlt die Frau.

(Fortsetzung folgt)

Der Fohlenhüter

Erzählung von Franz Braumann.

„Laß die Fohlen nicht aus den Augen! Um die Zeit sind sie voll Unruhe!“

Mit diesen Worten schloß der Bauer die Gattertür des hohen Koppelzaunes und ging heim. Solange er über den freien Wiesenstreifen hinschritt, verlor er keinen Blick zurück. Erst unter den Bäumen drehte er sich um und übersah noch einmal die lange, schmale Pferdekoppel zwischen den Wäldern, die seine drei Fohlen einhegte, den köstlichsten Besitz seines Hofes.

Michael, der Sohn des Bauern, lehnte lässig an dem Pilock neben dem Eingang der Weide. Die Tiere begannen wieder zu grasen, jetzt, da der Tau einfiel und die trockene Weide netzte. In diesem Jahre war der Frühling jäh und mit Macht gekommen, die Wiese sproß üppig und schob gleichsam jeden Tag das Gras höher aus dem Boden; aber ein warmer Regen war wieder vonnöten — untertags ward schon den Fohlen die Weide zu trocken.

„He, Falber!“ rief Michael über die Wiese hin, wo der junge Falbhengst stand und in einemfort die junge, braune Stute in die Mähne biß. Doch der Hengst hörte nicht auf den Ruf. So lief Michael in gemächlichen, weiten Sätzen zu der unruhigen Gruppe hinüber. „Sei nicht so grob, Falber!“

Es steckte jedoch keine allzu strenge Mahnung hinter dem Wort des jungen Fohlenhüters — als er die kleine Gruppe erreichte, kraulte er beiden Fohlen die Mähne. Auch das dritte kam herzu und stieß Michael an die Schulter, damit auch er, der Rappe, nicht übersehen würde.

Als der junge Bauer wieder zurück über die Weide schritt, wunderte er sich, daß heute die Frösche im Moor schwiegen. Die Pferdeweide ragte wie ein Sporn in die moorige Waldniederung hinein, hinter der irgendwo der flache, schilfverwachsene See begann. Ueber den Föhren flimmerten die ersten Sterne, aber die Kühle der Nacht strich heute zögernd herein. Die Dämmerung kam rasch — vom Tor des Zaunes konnte Michael nur in fahlen Umrissen noch die weidenden Fohlen sehen.

Michael fühlte heute noch keinen Schlaf in den Augen. Er schlenderte langsam über die schmale Blöße gegen den Wald hin. Tiefer im Moor begann ein Birkhahn zu balzen, schrill und aufregend schollen die Liebeslaute in die Stille. Vielleicht saß nicht fern der Jäger und legte den Finger schon an den Hahn.

Der Jäger war sicher unterwegs in dieser dumpfen Nacht? Michael hob plötzlich den Kopf: Kathrine, des Jägers Tochter, mußte dann allein das Haus hüten!

In dem kleinen Haus am Waldrand braunte noch Licht. Michael klopfte ans Fenster. Als Kathrine herauskam, trat er lächelnd aus dem Schatten des Daches. „Kannst du auch nicht schlafen, Kathrine?“ fragte er verhalten.

Und als sie beklommen nickte, sprach der junge Bauer wie einen halben Befehl: „Lösch das Licht! Im Wald ist heut schön gehen.“

„Im Wald — mit dir?“ staunte das Mädchen fragend.

Da lachte Michael: „Hast du Angst, Kathrine? Vor der Nacht?“

Als das Mädchen das Haus absperrte und den Schlüssel hinter den Antrittstein legte, starrte Michael stumm in den Himmel. Schmale Wolkenstreifen schwammen über den Föhren herauf und löschten einen Stern um den anderen aus. Bald hing der Himmel davon voll wie ein dunkles Gitter.

Sie sprachen wenig auf dem einsamen Waldpfad. Die Stauden hingen tief herein, sie mußten eng nebeneinander gehen. Auch das Mädchen wurde immer schweigsamer neben dem jungen Bauer. Vor der feuchten Moorniederung hielt sie an. „Es ist Zeit umzukehren, denk ich, Michael!“

„Ich führe dich zurück — wenn du nichts dagegen hast!“ Michael lachte leise und mühsam.

Nach einigen Schritten griff er um ihre Schultern und wollte sie küssen. Kathrine wandte sich ab. Sie verhüllte jäh ihr Gesicht und ging hinweg. Auch als sie wieder den Schritt des jungen Bauern neben sich hörte, hob sie den Kopf nicht. „Kathrine!“ begann Michael verlegen und wie zur Abbitte.

An einer Wegbiegung blieb Kathrine stehen. „Ist das nicht die Straße zu eurem Hof — nach Hause?“ fragte sie.

Michael spürte, was die Worte bedeuten sollten. „Ich komme nicht von daheim“, entgegnete er trotzig. Und als ihn das Mädchen fragend ansah, sprach er weiter: „Von der Roßweide komm ich — bin heute der Fohlenhüter!“

„Und — da bist du weg von den Fohlen?“ wunderte sich Kathrine.

Der junge Bauer spürte die Frage wie einen Schlag. Plötzlich hörte er die Worte des Vaters wieder: Laß die Fohlen nicht aus den Augen! Er wandte sich jäh um. „Kathrine, geh allein! — Ich muß eilen!“

Als Michael über die Blöße lief, raschelte es in den Büschen neben dem Weg. Er achtete nicht darauf und hastete keuchend voran. Vor dem Zaun riß es ihn zurück — die Gattertür stand offen! Es tat kaum mehr not, daß er ächzend hineinsprang in den Fohlenverschlag, er hatte es schon gewußt: Der Falbhengst war fort!

„He, Falber!“ lockte er. Aber die Föhren gaben keinen Laut, nur fern im Schilf schrie ein Nachtvogel.

Da lief Michael. Er sprang über den verlassenen Weg, den er mit Kathrine gegangen war. Unter den Bäumen hinter dem Jägerhaus hielt er an. Kathrine stand neben dem Brunnen. „Welches Fohlen ist fort?“ fragte sie.

„Der Falbhengst!“ Michael verstand nicht mehr, was Kathrine ihm nachrief, er sprang wieder zurück und stampfte geradeaus durch die rauschenden Stauden. „He, Falber, he Fuchs!“ lockte er und lauschte atemlos. Es rauschte in den Zweigen, es knackte ein Ast, doch Michael wußte nicht, welchem Laut er folgen sollte. So verlor er sich tiefer in das Düster und wußte bald nicht mehr, wo er stand.

Als sich der Wald lichtete und sich die sumpfigen Streifen des Moores zwischen den Föhren auftaten, vernahm Michael nahe vor sich einen Tritt. Wie ein Jäger schlich er zu auf den Laut. Und dort — dort stand der Hengst! Doch mit jedem Schritt, den Michael tat, wich auch das Fohlen tiefer zurück. Draußen aber, hinter den letzten Föhren lauerte tückisch und verwachsen das Moor!

Michael wich zurück und umging in weitem Bogen die Stelle, wo der Falbe stehen mußte. Als er im Düster wieder voranhuschte, tauchte hart vor ihm das Fohlen auf. Da sprang Michael vor und griff jäh zu.

Die niedern Stauden brausten auf, Michael flog kopfüber hinein, und von dem flüchtenden Roß hielt er nur ein Büschel Mähnenhaare in den Händen. Jetzt — jetzt jagte der Falbfuchs hinein in den Sumpf!

Jäh riß es den jungen Bauer empor. Er hatte einen Ruf gehört, jetzt wieder: „Michael!“

„Halt ihn, halt ihn! Ich komm schon!“ schrie er fast jauchzend.

Aber als er Kathrine erreichte, stand es nicht gut um sie. Sie war Michael gefolgt, und als er dem Hengst den Weg abgeschnitten hatte, stand sie wartend hinter einer Föhre. Der Hengst stürmte vorbei, sie traf mit gutem Griff das Leder der Halfter und hängte sich an das scheuende Fohlen.

Michael hob Kathrine neben dem zitternden Hengst empor. „Es ist nichts — ein Ast“, lächelte sie verzerrt, als Michael die tiefe Wunde quer über ihre Wange sah.

Als Kathrine die Tür zum Jägerhause aufsperrte, hielt der junge Bauer sie zurück. „Uebers Jahr, wenn der Falbhengst stark genug ist, spann ich ihn vor den Hochzeitswagen! — Wirst du dann aufsitzen?“

„Ja, Michael!“

Dann schritt der junge Bauer zurück zu den Fohlen.

Die Bergfahrer

Erzählung von Herbert Reinhold.

Nun lag nur noch der Gletscher vor ihnen. Zwei Stunden Marsch über zerklüftetes, aber nicht gefährliches Eis hatten sie noch hinter sich zu bringen. Dann gab es einen gemütlichen Bummel ein mächtiges Kar hinab bis zur gastlichen Hütte am kleinen See.

Die drei Bergfahrer, eine Frau und zwei Männer in den besten Jahren, kamen vom Gipfel eines kühnen Berges, der über viertausend Meter hoch in den Himmel stieß. Eine furchtbare Wand hatte sich ihrem Wollen beugen müssen. Sie waren Sieger gewesen und hatten noch im Abstieg in der Siegesfreude geschwelgt. Ein Tag des Kampfes und Erfolges, ein Tag der Kameradschaft und der Bergfreude neigte sich seinem Ende zu.

Als erfahrene Bergsteiger ließen sie auch im ungefährlichen Gelände die nötige Vorsicht nicht außer acht. Nach einer kurzen Rast wanderten sie in gemessenen Abständen hintereinander auf die Randkluft zu und sprangen, einer der anderen sichernd, auf das Gletschermassiv hinüber. Monsieur Levasseur führte, seine Gattin war in der Mitte, und Herr Häberle beschloß die Partie. Sie marschierten ohne zu zögern und hielten eine Spur. Das Seil, das sie verband, war allezeit leicht gestrafft. Sie schwiegen, denn die Schönheit des Bergabends um sie her zwang sie zu einer ergriffenen Stummheit, die nichts als Dankbarkeit war. Spitzen Eistürmen, auf denen sich die verlöschende Sonne brach, wichen sie geschickt aus. Entdeckte Monsieur Levasseur eine versteckte Spalte, rief er eine knappe Warnung hinter sich, und Madame Levasseur und Herr Häberle mühten sich, die oft nur zentimeterstarke Eisbrücke nicht zu zerstören. Ab und zu verharrten sie und lauschten. Der Gletscher arbeitete rumorend. Es knisterte, krachte und gurgelte.

Nach einstündigem Marsch gelangten sie aus dem Spaltenbereich. Der Gletscher gab sich nun wie ein Tisch. Die Oberfläche war zwar zernarbt, aber eben und schon mit Steinen übersät. Jetzt waren wirklich alle Gefahren überwunden, und sie hätten getrost das Seil ablegen und nebeneinander gehen dürfen, aber sie taten weder dies noch das. Sie liefen zu einem breiten Felsblock, der wie eine verlorene Insel im Eis war, und ließen sich dort nieder, den letzten Blick in die Weite der Täler zu erhaschen. Unten, ganz fern, flammten winzige Lichter auf. In den Tiefen wucherte schon die Nacht. Aber hier oben, noch dreitausend Meter über dem Meeresspiegel, starb erst der Tag. Die Bergwelt war in eine milde Röte getaucht, und wo Schatten in Wände und Abstürze fielen, leuchtete ein fahles Weiß, Widerschein gestrigen Neuschnees. Die Bergfahrer tranken dem Odem der Berge. „Das ist Leben", flüsterte Madame Levasseur.

Ehe sie aufbrachen, das letzte Stück Gletscherwanderung zu meistern, sahen sie zurück nach jenem Gipfel, dessen Scheitel sie betreten hatten. Noch einmal erlebten sie den mühevollen, alles Können erfordernden Durchstieg durch die gefürchtete Wand. Sie hörten Eislawinen donnern, sahen Griffe ausbrechen, einen überanstrengten Fuß straucheln und sich verbissen um jeden Meter ringen. Und aus dem Innern heraus tranken sie noch einmal das Bild, das sich ihnen schenkte, als der Sieg sicher war. Dann wandten sie den Blick und schauten über den Gletscher und trennende Täler hinweg nach einem fernen Eisriesen, auf dessen Flanke sich eben silbern das Mondlicht ergoß. „Das nächste Ziel", sagte Monsieur Levasseur. „Uebermorgen", lächelte Herr Häberle.

Ein Stern sprang in den klaren Himmel, als sie endlich aufbrachen. Wieder marschierten sie hintereinander, aber diesmal schliff das Seil gar oft auf dem Eis, und sie wechselten manch launiges Wort. Schon war die Sehnsucht nach der Behaglichkeit der nimmer fernen Hütte über sie gekommen. Sie neckten sich mit ihren kleinen Sorgen, die allesamt das leibliche Wohl betrafen, und blieben zuzeiten laut lachend stehen. Monsieur Levasseur vergaß manchmal das Weitergehen, so daß ihn seine Gattin leichthin stupsen mußte, damit er vom Fleck fand.

Es waren nur noch knappe zweihundert Meter bis zum Gletscherschrund, als Monsieur Levasseur wieder einmal und nun mit voller Absicht auf die Seine wartete. Er fing sie mit ausgebreiteten Armen auf, und sie ließ sich gern von ihm herzen. Herr Häberle blieb in rücksichtsvollem Abstand, und er sah sich erst um, als er einen dumpfen, gleichsam erstaunten Schrei vernahm. Der Herzschlag drohte ihm zu stocken, aber er war ein rechter Bergsteiger und gegen alles gewappnet. Den Pickel stieß er in das morsche Eis, warf das Seil in einer Schlinge um den Knauf und straffte sich, zwei in eine tückische Spalte versunkene Körper zu halten. Es warf ihn nieder, und er fühlte sich schon nachstürzen, aber der Pickel hielt im Eis.

Das Paar versank, ohne daß es sich dagegen wehren konnte. Der Mann hatte den Pickel beiseite gestellt; die Frau trug ihn in der Schlaufe über dem Handgelenk. Eine immerhin feste Eisdecke brach unter einer beweglichen Last, ein gähnender Schlund tat sich auf, in dessen ungewissem Grunde Wasser gurgelte. Sie fielen, und im Fallen löste sich ihre Umarmung. Ihr Pickel geriet im Schleudern in die Waagerechte, kratzte und rammte plötzlich, daß sie augenblicks hängen blieb, während er tiefer sackte. Erst als das sie verbindende Seil abgelaufen war, hing auch er pendelnd in der Spalte, die so breit war, daß er keinen Halt fand. Die Rippen schmerzten ihn, irgendetwas war da gebrochen; er sah im geringen Licht nicht, welche Tiefe unter ihm noch lauerte, er sah nur über sich die Frau hilflos hängen und das Seil oben gehalten. Da schrie er dem Kameraden zu; er schrie nicht um sich.

Levasseur wußte nicht, was Häberle in diesen Minuten durchmachte. Der Kamerad lag oben platt auf dem Rücken und stemmte die Beine gegen zwei lächerlich winzige Widerstände. Das Seil schnitt in seine Hände, aber das tat ihm nichts. Seine Sorge galt dem Pickel, daß er halten möchte, bis Hilfe kam. Er schrie, die Gestürzten zu trösten, und schrie, irgendwen herbeizurufen. Aber bald mußte er sich sagen, wie vergebens seine Schreie waren. Da sann er auf eine Möglichkeit, das Paar aus der Spalte zu ziehen, doch auch da hatte er sich zu bescheiden: seine Kräfte langten nimmer aus, zwei Menschen, die vielleicht bös zugerichtet waren, viele Meter hochzuziehen. Gern wäre er an den Rand der Spalte gekrochen und hätte sich überzeugt, wie tief das Paar gestürzt war, aber er durfte sich nicht vom Fleck wagen. Der Pickel und die Kraft seiner Hände, unterstützt vom Widerstand der Füße, hielten zwei Leben!

Levasseur lebte in diesen Minuten sein Leben zurück. Die Frau, die ihm mehr war als Geliebte und Kameradin, befand sich mit ihm in Gefahr, in einer Gefahr, die gleich einer Marter bis zum Tode war. Er galt als zäher Mensch, der sich nie verloren gab und schon oft die Nähe des Todes geschmeckt hatte, aber diesmal wußte er bald, daß es kein Entrinnen gab, daß der Kamerad oben sie nimmer ohne fremde Hilfe heraufziehen konnte. Und als er das erkannte, kämpfte er seinen schwersten Kampf, aus dem er als Sieger hervorging. Noch einmal rief er zu der Seinen hinauf, die schlapp im Seil hing. Dann tastete seine Rechte nach der Tasche, in der ein Klappmesser war.

Verbissen hielt Häberle die doppelte Last. Seine Hände brannten wie Feuer, und er war oft versucht, nun einfach loszulassen, denn er konnte keine Ewigkeit so liegen und halten. Dem Paar war der Sturz bis in den Grund der Spalte beschieden. Die Widerstände vor seinen Füßen gaben merklich nach, und war er dann im Rutschen, hielt auch der doppelt beanspruchte Pickel nicht. Hernach war er an der Reihe, den Sturz in die Tiefe anzutreten, wenn nicht vorher ein Wunder geschah oder wenn nicht . . . Ein Schreck durchzuckte ihn. Seine Zähne knirschten, er spie aus, so schämte er sich des Gedankens, der ihn eben übermannt hatte. Auf einmal aber spannte sich sein Gesicht. Entschlossen lockerte er die Hände. Plötzlich war es ihm, als würde die Seillast geringer. Er bohrte die nägelbewehrten Absätze in das Eis und straffte die Muskeln. Dann zog er probend mit all seiner Kraft. Das Seil zurrte auf! Er vergaß zu atmen, vergaß was war und dachte nicht nach, was geschehen sein mochte. Er zog, fand Halt, zog sacht, Zentimeter um Zentimeter, zog geduldig und schrie auf, als er Madame Levasseurs Schopf über den Spaltenrand kommen sah. Dann warf er sich zurück und schleuderte die Leblose und sich in Sicherheit.

Madame Levasseur kam zu sich und fand sich allein auf dem blanken Eis eines Gletschers. Sofort wußte sie, was hinter ihr lag und faßte die Tatsache ihrer Rettung als etwas Natürliches auf. Sie sah sich um und entdeckte weder ihren Gatten noch den Kameraden Häberle. Aber da voraus, nahe der tückischen Spalte, waren zwei Pickel bis zum Schaft in das Eis gerammt, ein Rucksack lag geöffnet daneben, und um die Pickel war ein Seil geschlungen, das straff geradeswegs in die Spalte lief.

Obschon sie von argen Schmerzen geplagt wurde, kroch sie an den Rand der Spalte und sah in die Tiefe. Es war dunkel geworden, und sie vermochte nicht weit zu sehen, aber sie hörte unten jemand tätig sein. Das beruhigte sie so, daß sie sich zurücklehnte und ergeben wartete. Der Mond wanderte in seiner Bahn, eine Stunde verrann und noch eine. Da endlich kletterte Herr Häberle aus der Tiefe. Er reichte ihr die Hand, fragte aber nicht nach ihrem Befinden, sondern stellte sie an, dies und das zu tun, während er sich am Seil zu schaffen machte.

Auch Levasseur kehrte vom Tode in das Leben zurück. Er war fünfzehn Meter tief gestürzt, nachdem er das Seil über sich zerschnitten hatte und in einer Spaltenenge hängen geblieben. Häberle holte ihn aus der Tiefe, arg zerschlagen, aber ohne böse Verletzungen. Er war so zäh, daß er bald auf den Beinen zu stehen vermochte. Und er bot sich an, die Seine zu stützen, als Häberle mahnte, nun den Weg nach der Hütte zu versuchen.